

Die Rosenkanzel

Autor(en): **Thürer, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **237 (1958)**

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Rosenkanzel

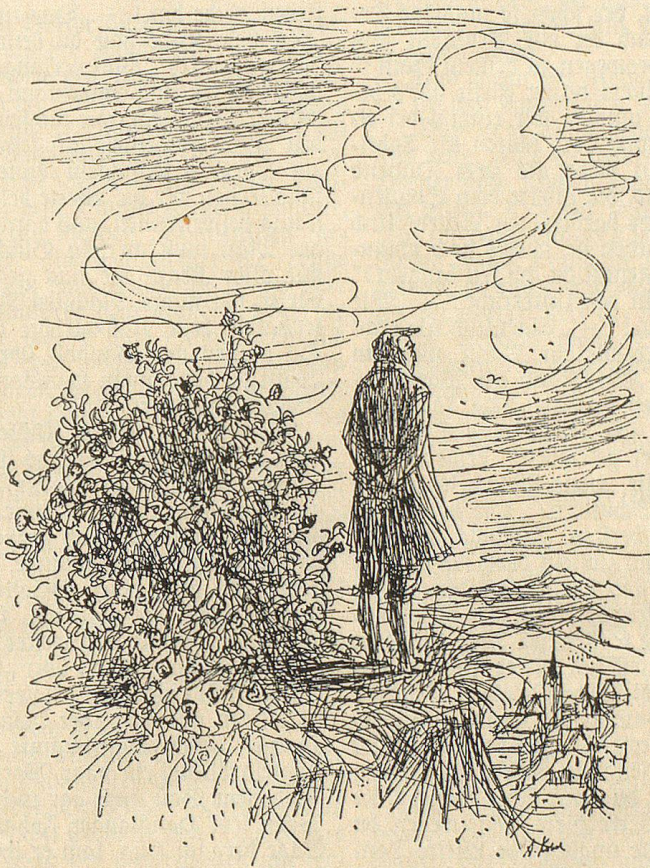
Von Georg Thirer

Wer aus der Stadt St. Gallen zu Fuß dem Säntis zu wandert, hat unterwegs nach Appenzell zwei Höhenzüge zu überschreiten, auf denen man gerne innehält, um die bereits durchschrittene und die noch vor einem liegende Gegend zu überblicken. Auf dem ersten Höhenzuge sah der Wanderer noch vor wenig Jahren ein verlassenes Bauernhaus inmitten einer waldumschlungenen Wiese, wo man bei windigem Wetter ein Weilchen auf der Holzbank neben der Haustüre Platz nahm. Leider ist das Haus heute verschwunden. Der Nachbar, der es auf Abbruch kaufte, heizte mit dem Balkenwerk, welches einst ein Menschenglück umfassen hatte, zwei, drei Winter lang seinen Kachelofen, und im Sommer erhält er nun ein paar Mahden mehr Heu. Auch die zweite Anhöhe hat ihr Wahrzeichen verloren, bei dem der Wanderer zu verweilen pflegte, denn der prächtige Rosenstrauch, welcher die oberste Kuppe zierte, wurde ebenfalls dem Nutzen geopfert. Seit ihn der Bauer weggebrannt hat, schwingt er die Sense nun auch über den Wurzelgrund des lichtroten Blütenwunders. Und in wenigen Jahren wird auch der Name verklungen sein, den einst an einem Junifonntag junge Leute dem felsigen Vorsprunge gaben, der schon im Bereiche der Hügel ahnen läßt, daß man sich den Alpen nähert. „Rosenkanzel“ taufte ihn die muntere Schar, und wenn dieser Name auch nie in die Landkarte eingehen wird, so mag er doch bei einigen Freunden von Kalendergeschichten den Schwund von Haus und Rosenbusch noch eine Weile überleben. Warum wir dabei Haus und Busch in einem Atemzuge nennen, wird man alsobald erfahren.

Es war in der alten Zeit, die man gerne die gute nennt, als die Höfe auf den erwähnten Anhöhen zwei sehr ungleich gearteten Bauern gehörten. Auf der Eindegg, welche die Milch in die nahe Stadt lieferte, lebte ein fünf- und zwanzigjähriger Bursche, der drei Kühelein und zwei Geißen hatte; die Eltern waren gestorben, ehe er zum ersten Male an die Landsgemeinde ging, und die beiden

ältern Schwestern hatten bei der Heirat einen Teil der Viehhebe als Aussteuer mitgenommen und dem Bruder gesagt, er möge sich eben untun, daß seine Braut der einst auch ein paar Haupt Vieh in die Ehe bringe. Es war nun nicht gerade ein armes Mädchen, dem Johannes Tanner in Liebe nachsann und nach deren Anwesen, dem Sonnensteig, er immer wieder hinüberblickte; aber gerade die Hablichkeit ihres Vaters Bartholomäus Zeller

ließ Johannes die hübsche Eisetze unerreichtbar erscheinen. Er hatte sie an einem froh durchfungenen Tage kennen gelernt. Eine Schar junger Leute war zu Pfingsten von einem Ausflug heimgekehrt und dabei in einem Tobel von einem Gewitter überfallen worden. Man suchte unter einer gedeckten Holzbrücke Schutz vor dem Regen und sang dabei ein Lied. Da stellte sich heraus, daß die Stimmen von Johannes und Eisetze gar gut zusammenpaßten, und niemand wunderte sich, daß der gute Jodler das Mädchen auf den Sonnensteig heimbegleitete – das schien jedermann vielmehr der natürliche Ausklang des Tages zu sein, und die beiden hätten ihn recht gerne in den Auftakt eines weitem Zusammenstimmens verwandelt. Jedenfalls holte Johannes Eisetze am nächsten Jahremarkt zum Tanze ab. Statt eines guten Vaterwortes rief ihnen aber der alte Bartholomäus nach: „Für einmal mag's hingehen. In Zukunft aber holt mir meine Eisetze nur einer



Der prächtige Rosenstrauch, welcher die oberste Kuppe zierte, wurde dem Nutzen geopfert

ab, der so viel Kühe im Stalle besitzt, als die Woche Tage hat."

Da fiel unserem Johannes die Armut zum ersten Male schwer aufs Herz. Auf dem Heimweg aber kam ihm in den Sinn, daß seine Mutter ihm oft gesagt hatte: „Das Beste, was du hast, ist, daß der Baumeister Grubenmann dein Götti ist. Das ist mehr wert als Geld und Gut." Dieses Wortes eingedenk, schlug er den Weg zu seinem Vater ein.

Baumeister Johannes Ulrich Grubenmann bewohnte damals im Dorfe Teufen ein neues Haus, das er sich

oberhalb der ebenfalls von ihm erbauten Kirche aufgerichtete hatte. Er stand am Brunnen, der in eine Mauer nische eingelassen war, um die er schöne Rosen zog, die er nun liebevoll aufband. Der Spätsommerwind umspielte das dünn gewordene Silberhaar, das wie ein Kränzlein das bedeutende Haupt umgab. Als Johannes das Gartentor öffnete, wusch er sich die Hände. „Was gibst's Neues?“ fragte er. – „Nicht eben viel.“ – „Hast du Bericht von deinen Schwestern?“ – „Ja, beide sind glücklich dran.“ – Der Baumeister trocknete die Hände an seiner Gartenschürze. „Und haben deine Schwestern auch guten Bericht von ihrem Bruder?“ – „Ich mag mich ihnen nicht anvertrauen.“ – „Aha, da denkst du, der Baumeister Grubenmann, der schon so manches Tobel überbrückt hat, könnte auch dir ein Brücklein zum Schatz schlagen. Kommst du deswegen zu deinem Götti?“ – Johannes nickte. „Unter einem deiner Firste hat's begonnen. Im letzten Sommer mußten wir einmal bei einem Ausflug in der Hüslibrugg dort hinten im Tobelgrund unterstehen. Es waren mehr als zwei Duzend Leute, aber ich sah nur jemand, die Eisetze vom Sonnensteig.“ – „Oha, die hat einen härtefögen Vater! Und seit der Barthli Witwer geworden ist, wird's noch schlimmer von Jahr zu Jahr.“ – „Kennst du ihn seit langem?“ – „Wir gingen miteinander in den Unterricht.“ – „Wie war er denn in jungen Jahren?“ – „Eigentlich nie recht jung. Er gebärdete sich immer wie ein Mann, und sein zweites Wort war denn auch, 'Ein Mann ein Wort!'“ – „Das ist geblieben bis auf den heutigen Tag, sagte mir Eisetze.“ – „Und wenn man ihn herumbringen möchte, so müßte es über dieses Wort geschehen“, bemerkte der Baumeister sinnend. Der reise, weise Mann legte dem Jüngling die Hand auf die Schultern: „Die befestigten Stellen sind mitunter die sichersten Zugänge, und die Schwächen eines Menschen sind zumeist dort, wo er seine Stärke wähnt.“ – „Das versteh ich nun wiederum nur halb“, sagte Johannes, der offenbar im Gefühl hergekommen war, daß seine Liebe seine Stärke sei. Aber der Pate maß ihn mit einem untrügliehen Blick, wie er wohl Baustämme im Walde vor dem Holzschlag für einen Brückenbau zu prüfen pflegte. „Ein Baumeister, zumal ein Brückenbauer, unternimmt kein Werk, ohne sich vorher von der Tragfähigkeit der Sache überzeugt zu haben. Auch wenn es eine Herzenssache ist. Bist du denn sicher, daß ich dir nun nicht Hand zu einem Werke biete, dessetwegen du mich einmal verfluchst und eine unglückliche Eisetze Tanner mit dir?“ Johannes sah seinen Paten groß an und wollte etwas erwidern. Aber der Baumeister kam ihm zuvor: „Sag nicht, die oder keine! Das Leben ist länger als zwei Sonntagabende, und auch im Weibervald erkennt man die Edelhölzer nicht immer auf den ersten Blick.“ – „Und wenn man gar zu lange mustert, dann verpaßt man vor lauter Zuwarten die Rechte.“ Das hatte der Pate bei seinem letzten Besuche zu Johannes gesagt, und dieser spürte, wie wohl die Erfahrung dahinter steckte, daß der berühmte Mann in seinem bewegten Leben nicht eine ebenbürtige Begleiterin heimgeführt hatte. Der weise Meister nahm indessen nicht übel, daß sein Patentkind das Wort so deutlich zurückgab, und abgeklärte Güte leuchtete aus seinen kleinen, aber sehr hell gebliebenen Augen, als er sagte: „Was meinen Stand angeht, so erzähl ich dir ein späteres Mal davon, vielleicht wenn ich auf der

Eindenegg oben mehr als einen Zuhörer habe. Aber kehren wir zum Jungholz zurück. Ich bin der letzte, welcher dir die Eisetze ausreden möchte. Sie ist die bare Mutter in Buchs und Bang, gleich blond und doch auch dunkeläugig, grad wie sie!“ „Ich könnte für sie durchs Feuer.“ – „Das ist Mitte zwanzig leichter als durch den Frost.“ – „Oh Götti, alles tät ich für sie, wenn ich sie nur bekäme.“ – „So, alles tätest du? Auch warten?“ – „Und wenn ich darüber ergrauen sollte.“ – „Das verlangt wiederum niemand auf Erden und wohl auch der Herrgott nicht.“ – „Was verlangt man denn?“ – „Das müßte man eben den Vater fragen.“ – „Der will seine Tochter nicht einem armen Schlucker geben; keinem, der nicht wenigstens seine sieben Kühe hat.“ – „Das ist doch schon eine Handhabe. Wie viele Kühe hast du denn? Immer noch drei?“ Johannes nickte. „Was verlangt denn der alte Zeller sonst noch von einem Tochtermann?“ – „Das mag der Teufel wissen.“ – „Nein, wir müssen das wissen. Und wenn wir den Alten zeugenfest auf seinen Leispruch: Ein Mann ein Wort!“ – festnageln können, so mag's glücken. Jedenfalls lernen wir die Eisetze bei dieser Gelegenheit noch ein wenig besser kennen, und darauf kommt ja schließlich alles an. Man muß an sein Glück glauben und es erringen mit aller Kraft, die uns gegeben ist. Aber überstürzen dürfen wir nichts. Nächsten Monat habe ich an der Schatthalde, dem Nachbarhofe hinter dem Hügel, zu tun. Da müssen wir Bauholz über den Sonnensteig tragen. Willst du dabei mein Handlanger sein? Der Zahntag gibt etwas an die vierte Kuh.“

Nie wurden die drei Kühlein auf der Eindenegg morgens früher und nie abends später gemolken als im September, da der junge Bauer Johannes Tanner tagsüber als Handlanger des Baumeisters Grubenmann diente, der zwischen hinein, nach großen Aufträgen und vor weiteren Plänen, einem Freunde, der mit Bauorgen zu ihm gekommen war, einen Gefallen erwies. Das seien seine Ferien, pflegte er zu sagen. Da der Ruhm des Dorfgossen in Heimat und weiter Fremde feststand wie seine Kirchen, deren er schon über zwei Duzend errichtet hatte, drängten sich manche Neugierige an die bescheidene Baustätte, um mit dem eher kleingewachsenen, weißhaarigen Manne, dessen angestammte Bauernschlauheit aus den Augenlein bligte, ein paar Worte zu wechseln. Er schien es bei diesem Bau auch gar nicht sonderlich eilig zu haben. Wenn sein Handlanger Johannes einen Balken von der Säge bergauf trug, kam er ihm mehr als einmal bis auf den Sonnensteig entgegen. Dann hieß er ihn den Balken am Begbord niederlegen und setzte sich mit ihm darauf. Das sah die Eisetze natürlich bald genug und kam auch bald mit einem Krug Most heraus.

„Der Herr Baumeister hat gewiß in seinem Keller einen edleren Tropfen als diesen Birnentrank, aber es ist Landskraft und süß wie Hung.“

„Danke, Jüngferlein!“ Der Baumeister kostete und lobte. „Brinat dem Johannes auch ein Glas und grad noch eines. Der Vater Zeller wird auch anstoßen mit einem alten Schulkameraden und einen Schluck auf das Wohlgeraten des nachbarlichen Hauses trinken – und seines eigenen Hauses grad auch!“

„Zwei Gläser hol ich gern, aber den Vater, der in den Wald um Holz gegangen ist, den mag ich nicht rufen.“

„Warum denn nicht? Mundet ihm sein eigener Most

nicht?" – „Ein andermal vielleicht, aber das kann Euch Johannes beim nächsten Balken sagen." Eisetze zeigte statt der braunen Augen die blonden Zöpfe, die sie seit Pfingsten aufgebunden trug.

Der nächste Balken, der zur Einklehr in der Sonnensteig führte, war aber nur ein Span, der unserm ungewohnten Bauhandlanger Johannes unter den Fingernagel des linken Goldfingers geraten war. So klein das Splitterchen auch war, es schmerzte ihn doch derart, daß er gehörig auf die Zähne beißen mußte. Doch ließ die Pein etwas nach, als ihm sein Pate vorschlug, nachzusehen, ob die Eisetze nicht ein feines Zänglein für solche Sprießen hätte.

„Ei, freilich habe ich ein Dokortastlein von der Mutter selig her", sagte Eisetze, als der Baumeister mit seinem Handlanger und Vötribuben auf dem Sonnensteig erschien. Sie führte beide in die Stube, schlug den Vorhang zurück, damit das Licht besser hereinkomme, und die Septembersonne flutete nun auch goldenhell über die Geranien in die holzwarme Stube und über das blonde Köpfchen Eisetzes, so daß man dem Manne gerne zustimmte, der diesem Anwesen einst den Namen „Sonnensteig" gegeben hatte. Während der alte Baumeister die Truhe beim Ofen musterte und ein paar billigende Worte über deren Schnitzwerk sagte, schaute er doch immer wieder der Operation am Fenster zu, wo die gute Samariterin sich tief über den so ruhig als eben möglich sitzenden Johannes beugte. Beider Wangen streiften sich, und Eisetze hielt Hand und Finger wohl länger und inniger fest, als für die Entfernung des Splitterchens unbedingt notwendig gewesen wäre. „So müßte ein Engelskopf an einer Orgel aussehen", sagte sich der Baumeister, der dem Schönen zugetan war, und ihm schien, die Sonne selbst verweile mit Wohlgefallen bei diesem Bilde, bei dem ja das Stillehalten von der Hilfe her auch gefordert war. Und Johannes hielt still. Möchte der Finger auch schmerzen, so hätte er es doch gerne lieber ein ganzes als nur ein halbes Stündchen ausgehalten, wenn nur die Eisetze seinem Herzen so wohl tat als der Splitter dem Finger weh. Ja, er ertappte sich über dem Gedanken, wie schön es doch wäre, wenn er an jedem Finger ...

Aber dies konnte er nicht ausfinden, denn die Türe flog krachend auf, so daß Baumeister Grubenmann jäh an die Wand gedrängt wurde. Der Bauer Bartholomäus Zeller donnerte in seine Stube. Er hatte von draußen das vom Fenster eingerahmte Bild der Vertrautheit mit weniger Wohlgefallen bemerkt als die himmlische Sonne droben und der Kirchenschöpfer Grubenmann drinnen, den er weder beim Heimrennen noch beim Hereinpoltern bemerkte. Um so schärfer hatte er die beiden Liebenden ins Auge gefaßt. Und nun legte er los: „Das hat der Teufel gesehen. Schuftet der Alte trotz seiner Eicht im Walde, so schädeln die Jungen am hellheutern Tag. Stiehlt man so dem Herrgott den Tag ab und hintergeht man so den Vater? Das ist ja der saubere Eindegger. So so, hast du dich bereits zum Tagelöhnern herabgejodelt. Und schäm dich, Eisetze, daß du den alten Vater nicht einmal ruhig ins Holz gehen lässest ..."

„Aber die jungen Leute sind ja auch am Holzen", sagte nun der herzutretende Grubenmann. „Mein Vötribub Johannes, der mir beim Bauen hilft, hat einen Sprießen unter dem Nagel, und den herauszukriegen hält oft

schwerer, als einen Stamm aus dem Zobel heraufzufertigen. Jedenfalls ich altes, übelichtiges Mannli här's mir nimmer zugetraut, und da hab ich eben zum Johannes gesagt: „Komm Vötribub, wir wollen sehen, ob man im nächsten Bauernhaus gute Augen und ein feines Zänglein hat. Und so sind wir eben da, und daß nichts Unrechtes vorgekommen ist, kann ich wohl bezeugen, so wahr ich der Baumeister Grubenmann bin."

Vater Bartholomäus war sichtlich betreten und munkelte etwas, er sage ja nichts von Hausfriedensbruch und auch nicht, daß Eisetze mit keinem Burschen sprechen dürfe; aber der arme Schlucker wisse ja, daß er die Tochter keinem gebe, der nicht so viele Kühe im Stall, als die Woche Tage habe. Ein Mann ein Wort! Und da nehme er nichts zurück.

„Und wenn der Johannes sieben Kühe hätte, dürfte ich sie ihm dann hüten?" fragte Eisetze beherzt.

„Das steht auf einem andern Blatt. Kühe sind gut und recht. Aber es kommt noch auf Dinge an, die weder Hörner noch Klauen haben. Das weiß unser Baumeister am besten. Der hat kein Kühlein, aber doch den besten Ruf im Land und weitherum. Und auf den Ruf und den Ruhm kommt's auch an. Grad weil ich keinen Sohn habe, möchte ich einen Schwiegerjohn, der auf irgendeine Art ein besonderer Kerl ist; der den schönsten Stier hat, den ersten Vorbeer vom Schützenstand heimträgt, beim Schwingen alle andern bodigt ..."

„Guter Ruf in Ehren! Und wenn Johannes ein so erst-rangiger Mann würde ..."

„Das magere Bürschlein wird nie ein Schwingerkönig ..."

„Ich sage, wenn er es würde, wäre er dir dann als Schwiegerjohn recht?"

„D, er müßte nicht nur mir gefallen, auch dem Dorfe. Ich gäb die Eisetze keinem, der nicht das Zeug, sagen wir, zu einem Gemeinderat hätte."

Das Mädchen stand mit feuchten Augen da; sie funkelten vor Tränen und Zorn.

„Ei, Vater, dir muß er gefallen, dem Dorfe muß er gefallen; ob er auch mir gefällt, kümmert dich wenig, und dabei muß ich ihn dann doch haben ein Leben lang und nicht nur eine Amtsdauer, wie das Dorf einen Gemeinderat, der ihm auf die Dauer nicht behagt."

„Ein Mann ein Wort!" sagte der Vater, und das bedeutete Abbruch des Gespräches. Eisetze ließ ihrem Patienten das Zänglein zur Selbstbehandlung in die Tasche gleiten. Beim Abschied in der Stube wurden keine Hände gereicht, aber als Vater und Tochter allein waren, erhob er den Drohsinger. „Schämen muß man sich deinetwegen vor den ersten Männern im Lande."

„Aber Vater, bin ich denn schuld, wenn einer so hereinpoltert, daß er die ersten Männer des Landes an die Wand drückt? Ich hätte dir den Besuch schon vorgestellt, wenn du ..." – „Den Grubenmann brauchst du mir nicht vorzustellen. Meine Bekanntschaft mit ihm ist älter als du bist."

Wenn sich Liebende etwas anvertrauen wollen, dann finden sie immer mehr Wege als ihre Aufpasser Verbote und Hindernisse. Auch reichete die Befehlsgewalt des Vaters Bartholomäus nicht so weit, um auf der Baustelle an der Schattenhalde drüben das Jodeln zu verbieten. Auch das Begrecht für das Holz konnte natürlich in der

Bauzeit weniger denn je abgedingt werden, und der Baumeister Grubenmann ließ sich nicht vorschreiben, wen er als Holzträger über den Sonnensteig kommen und gehen ließ. So sahen sich Eisetze und Johannes jeden Tag, und zwei-, dreimal in der Woche reichte es zu einem Gespräch, und darin konnte wiederum allerlei ausgemacht werden, zum Beispiel, in welchen hohlen Baumsrunk im Heidelbeerenwinkel unter dem Felsenvorsprung man künftig Brieflein lege. In einem davon stand, daß Johannes fortan abends so oft über das Tal jodeln werde, als er Ruhe besitze. Einen Brautring wagte Johannes nicht zu schenken. Dafür brachte sein Götti am letzten Bautag ein Rosenschöß in die Stube. „Jungfer Eisetze, ich gehe nicht gern mit Schulden von einer Baustelle weg. Nun habt Ihr einen meiner Arbeiter gearznet und nie eine Rechnung gestellt. Dafür habe ich Euch von meinem Rosenstrauch daheim ein Schöß mitgebracht. Ihr sollt es im ersten Jahre in einen Topf auf dem Gesimse, im zweiten Jahre draußen im Garten ziehen und im dritten Jahre irgendwohin verpflanzen. Es ist keine empfindliche Sorte, diese Wildrose, die ich einst von der Höhe hier heimgenommen und in meinem Garten treu gepflegt habe, und nun gleichsam wieder zurückbringe.“ Eisetze nickte, und ihr Vater versuchte nun mit vielen Worten gutzumachen, was er unlängst im Jähzorn gefehlt hatte und versieg sich sogar zum Sage: ein so rüst'ger Sechziger wäre ihm als Hochzeiter seiner Tochter noch lieber als der blutjunge Habenichts und Hausumschleicher.“ – „Schon recht, Zeller“, sagte Grubenmann, und als es kurz darauf einmal, zweimal und dreimal und gar viermal übers Tal hinjodelte, lächelte er beim Abschied der Tochter so verständig zu, daß diese ihn fortan als Mitwisser der Geheimnisse wirklich liebte. Johannes hatte wohl seinen Sparstrumpf ausgeleert, den Zahltag hinzugelegt und dann seine vierte Kuh gekauft. Aber ach, es konnte lange gehen, bis ein Kleinbauer seinen Viehstand verdoppelt hatte, von den andern Bewährungsproben gar nicht zu sprechen. Wenn auch Johannes von ihrem Herzen den ersten Preis bekommen hatte, so verlangte, ja wünschte Eisetze doch nicht, daß ihn eine Bauerntagung oder eine ganze Festgemeinde umjubeln sollte, und ein Gemeinderat schien ihr vollends noch gar nicht der Weisheit letzter Schluß zu sein. Der Vater war auch nie in der Behörde gewesen. Wurmt es ihn etwa? Vielleicht hatte man einfach nicht um seinen heimlichen Ehrgeiz gekümmert? Am Ende wäre er innerlich freier, wenn er zu dörflichen Ehren gekommen wäre. Eisetze beschloß, andern Tages die Schattenhalde aufzusuchen und mit der Bäuerin, die sie von mancher Zusammenarbeit her kannte, über den Vater zu sprechen und natürlich auch zu erfahren, wie tüchtig Johannes auf dem Bauplatze gewesen sei.

Die Schattenhalderin war eine stattliche Frau. Wenn sie ihre Hände in die Hüften stemmte, stand jemand da. Fragten fremde Leute nach dem Meister, so riefen die Kinder der Mutter. Man mußte warum, wenn sie mit festem Blicke und kurzen Worten nach den Wünschen fragte. Sie hatte auch den Umbau des Hauses angeregt und geleitet. „Der Grubenmann sagte oft, ich sei seine rechte Hand“, erklärte die Nachbarin stolz, als sie Eisetze die neugetäferte Stube mit der Ofentreppe zeigte. Eisetze fragte, ob es denn nicht ein leidig Ding sei, wochenlang so viele Handwerker im Hause zu haben. „Für

deinen Vater und damit für dich wäre es freilich eine Schur gewesen, und zwar weil er die Reihenfolge von Besinnen und Befehlen nicht kennt, und darauf kommt alles an. So sagt er denn mitunter Dinge, die er – ein Mann, ein Wort – durchstiert, auch wenn sie beim bessern Hinschauen unsinnig geworden sind. Das ist schade, besonders weil er es auch in Fragen so hält, die nicht nur ihn angehen. Da ist der Grubenmann der geborene Meister. Er übersieht alles zum vornherein und befiehlt nicht immerzu, wie der Bläß bellt. Fast nie muß er zurücktreiben. Wenn er aber einmal eine Anordnung ändert, so sagt er dem, welcher ihn auf etwas Undienliches aufmerksam gemacht hat, vor allen Bauleuten rückhaltlos Dank. Der junge Johannes, der ihm beim Stallumbau einen guten Rat gab, ist grad rot darüber geworden, als er ihn einmal als linke Hand bezeichnete, eben an jenem Tage, als er mich beim Jüni die rechte genannt hatte. Daß dieser Johannes ein anstelliges Büschlein ist, hab ich ja auch gemerkt, und freundlich war er wie die andern Handwerker allesamt. Ja, Eisetze, das Bauen ist eine Lust, wenn man recht bedacht hat, was man will, einen guten Meister, brave Bauleute und rundherum gut Wetter hat.“ Eisetze freute sich, daß ihr Johannes immer sicherer zu Werke ging und wünschte nun noch den Stall zu sehen, der sichtlich kleiner geworden war als der alte. „Wir wollen's eben auf die alten Tage endlich ringer haben und verkaufen etwas Boden und auch diese Kuh. Der Johannes führt sie im Frühjahr auf die Lindenege.“

Es war nicht das einzige neue Haupt Vieh, das Johannes nach Ostern zur Tränke trieb. Zu Pfingsten jodelte er siebenmal über das Tal. Ohne den Verkauf der Ziegen und ohne einen Zeddel beim Götti Grubenmann war es freilich nicht gegangen, aber der Baumeister erklärte, diese Schuld brauche ihn nicht zu würgen, sondern gehöre in die Reihe der Göttibäßen. So stehe es auch in einem Briefe, dessen Siegel nach Jahr und Tag ein anderer öffne. Baumeister Grubenmann sorgte natürlich dafür, daß auch der Bauer auf dem Sonnensteig erfuhre, wie tüchtig sich der junge Lindegger herausarbeitete, aber deswegen zog der Vater Bartholomäus seinen Hut vor Johannes noch lange nicht.

Ein schöner Sommer stieg ins Land. Immer kleiner wurden die Schneefelder am Säntis, immer blumiger die Heumäsen, und im Juni war es Eisetze, man höre nicht nur das Jodeln, sondern auch das Dengeln über das Tal. So wie ein Bauer aus einem Senntum das Glöcklein seiner Lieblingskuh von weitem heraushört, so war Eisetze imstande, aus dem Zusammenklang vieler Sensenhammer den besonders hellen Ton zu vernehmen, der vom Erze auf der Lindenege herrührte: hüpfender, zuversichtlicher, wie ein Morgenglöcklein klang es.

Dabei hatte Johannes freilich wenig Grund zur Zuversicht, auch die zweite oder gar die dritte Probe zu bestehen. Als Schütze war er so gut und so schlecht wie jeder, der den Hasen, welcher in seinem Roggenfeld schläft, nicht verfehlt, und als Soldat brauchte er sich nicht über mehr Versager zu grämen als die meisten andern. hatte ihnen aber auch nicht viele Treffer voraus. Beim Schwingen stellte er seinen Mann, wenn es um die Dorfsehre ging und ein Duzend Schwinger zusammengetrommelt werden mußten. Allein er spürte weder Kraft noch Lust, sich darin besonders hervorzutun, so daß ihm auch in die-

ger Hinsicht die Eisetze buchstäblich unerschwinglich erschienen. Den schönsten Zuchstier zu kaufen, war ihm zum vornherein unmöglich, hatte doch sein Geld nicht einmal für zwei magere Kühelein ausgereicht, als es galt, jene Siebenzahl zu erfüllen. blieb also das Jodeln. Damit hatte die Liebe angefangen, die Jodeler waren ihre frohen Boten geblieben, was sollte das Jodeln nicht den Ring runden. Nun gab es aber damals keine besonderen Jodelfeste, wohl weil es jedem zugetraut wurde und es nicht der Wehrkraft des Landes diene wie das Schwingen und Schießen, die von Staats wegen so hoch gehalten wurden, daß es zu jener Zeit sogar Stände gab, welche dem besten Schützen ein Paar Schützenhosen in den Standesfarben verehrten. Solche trug nun seit dem Glarner Kilvischießen Thomas Fäzler zur Schau, und Eisetze meldete ihrem Ehesten, dieser stämmige Bursche, der einen großen Hof in der Dietenschwendli bewirtschaftete, werde ihr vom Vater dermaßen gerühmt, daß sie bald glaube, jene wunderlichen Bedingungen seien vom Vater eher als Hinweis auf diesen Bewerber denn als Abwehr von Johannes aufgestellt worden.

Das mußte auch Johannes einleuchten, denn der Fäzler vereinigte alle jene Eigenschaften des Hervorstechens: er war hablich, gekrönter Schützenkönig und mit politischem Ehrgeiz recht eigentlich geladen. Der Schützenersfolg war ihm sichtlich zu Kopfe gestiegen, und er hatte nur das eine bedauert, daß so wenige Landsleute seinen Erfolg im auswärtigen Scheibenstand mitangesehen hatten. Allein solche Anlässe ließen sich ja wiederholen und auch in der Heimat durchführen. So steckte er die Sache hinter den Bartholomäus Zeller, welcher das Fest vorbereiten sollte, das – darin waren sich die beiden rascher einig als sonst bei einem Kuhhandel – mit einer Verlobung zu schließen hatte. Beide aber hofften durch das Fest ins Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken, aus dem sie auch bei den nächsten Wahlen in den Gemeinderat, das Dorfgericht oder die Kirchenvorsteherschaft nicht zu verschwinden gedachten. Die Bevölkerung, zumal die Wirte und die Tanzlustigen, nahmen den Gedanken eines Festchens freudig auf, auch wenn es nicht an Stimmen fehlte, die den Fäzler als Kranzjäger bezeichneten. Man bestand nur darauf, daß auch ein Schwingfest Hand in Hand gehen solle, da es nicht von Gutem sei, wenn in einem Dorfe nur ein einziger König sei: entweder keiner oder mindestens zwei!

Das Fest war der goldene Tag des Dorfskalenders. Man buf und schlachtete, man übte, daß das Sägemehl stob und das Tal widerhallte; junge Mädchen flochten Kränze und probten ihre Stimmen und Schritte, die Jodeler auf der Lindenegg aber wurden etwas gepreßter, und auch Eisetze auf dem Sonnensteig war nicht vorfesterlich froh. „Gefällt dir denn die Tracht nicht?“ fragte der Vater, welcher, so hebig er sonst war, hier an Spitzen und Silber nichts gespart hatte. „Vater, du weißt ja, wie nur das Beste gut genug war.“ – „Also denn, ich hab dir gesagt, du sollst schön sein wie eine Herrenbraut. Und wenn ich einmal sage: die schönste Tracht, so gilt's, so wahr ich Zeller heiße.“ – „Ein Mann – ein Wort!“ sagte Eisetze, um das zu sagen, was am wenigsten Widerstand erregte. „Du sollst dem Schwinger, oder dem Schützenkönig den Kranz übergeben und mit ihm den ersten Tanz machen.“ – „Wer sagte das, Vater?“ – „Das

hat der Ausschuss gewünscht.“ – „So, der Ausschuss!“ – „Wißt Ihr den Übernamen auch, den die Leinwandhändler Euerem Ausschuss gegeben haben?“ Die zum Fenster hereinschauende Schattenhalberin hatte es gefragt. – „Nein.“ – „Zeller, Fäzler & Co.“ – „Steckt Eure Nase in Eure Sachen, Frau Nachbarin. Und Schießen und Schwingen sind Männerwerk.“ – „Wirklich? Haben die Weibsbilder dabei denn gar nichts zu tun?“ – „Schweigt: Ich habe in Eure Hausfragen auch noch nie hineingerebet.“ – „Au, au, warum denn so räs? Aber eben, so ein Fest bringt Sorgen, bis alles feststeht.“

Anfangs Oktober kam nun der große Tag, da der alte Zeller mit seiner jungen Tochter ins Dorf herniederstieg, um im Scheibenstand nach dem Kirchenauskäuten den ersten Schuß abzufeuern, der den Beginn des Wettschießens ankündigen sollte. Er ging zwar viel zu hoch, die Scheibe blieb unverfehrt, in den flammend roten Buchenzweigen rauchte es. Der Schützenmeister lachte und klopfte dem aufstehenden Zeller auf die Schultern. „Wenn nur das Fest ein Volltreffer wird!“ sagte dieser und blinzelte.

Um so sicherer schoß der stämmige Fäzler. Seiner Sache gewiß, hatte er die herausgeschossenen Schützenhosen mit den Glarner Standesfarben angezogen, und wo er mit dem bunten Wams und dem schwarzen und dem roten Hosenstoß daherkam, erregte er sogar bei den Sennen, deren Rot sich auf die Weste beschränkte, nicht geringes Aufsehen. Als er sich gegen Mittag ins Gras niederlegte, den Kolben an die Wange preßte und Schuß um Schuß ins Schwarze abgab, da hatte der König des Tages sein Gefolge schon hinter sich. Wie der Meister aufstand, strotzte er förmlich von Erstarrigkeit. Es schwiegen auch die schmalen Leinwandweberinnen, welche sonst gerne sagten, der Fäzler sei ein unverwundlich schöner Mann und bliebe es auch, wenn er hundert Pfund an Gewicht abnähme.

Johannes aber schoß schlechter denn je. Sein Wachtmeister schüttelte den Kopf, und Eisetze, welche unauffällig zusah, bemerkte, daß ihre Stoßgebete, der liebe Gott möge seine Kugeln ins Schwarze lenken, entweder ungehört blieben oder so unausgänglich befunden worden waren wie ihre Bitten um Bienenschwärme, welche doch Fäzlers Hand umschwirren möchten. Ja, der späte Nachmittag sollte noch einen Kübel schwarzes Pech über alles gießen. Das Los fügte es, daß Johannes beim Schwingen den ersten Gang mit Fäzler auszutragen hatte. Sie wünschte ihm Siebenmännerkraft, und selten hat ein Edelfräulein einen Zweikampf mit bebenderem Herzen verfolgt als Eisetze diesen Hosenlupf, in dem es um mehr gehen konnte als um ein Büschel Lorbeerblätter. Johannes hob zwar erst den fast doppelt so schweren Gegner zu aller Erstaunen in die Höhe. Der Jubel verklang aber, als er dabei strauchelte, und dann entschieden Kraft und Körpergewicht für den Muni von einem Manne, wie man den breiten Fäzler in den Zuschauerkreisen nannte. Schließlich war Eisetze froh, daß ihr Johannes von seinem Gegner nicht gar zu lange auf beide Schultern gedrückt wurde. Es war nicht der einzige Sieg, den Fäzler auf dem Schwingboden erröcht. Er kam erst in den Aufstieg und dann in die vordersten Ränge, so daß er auf seinem Haupte zwei Kränze vereinigte, was seit Menschengedenken nicht mehr vorgekommen war.

Da mußte Johannes wohl das Jodeln vergehen. Er schwieg seinen Grimm in sich hinein. „Das ist nicht gut, Johannes!“ sagte eine Stimme vom Wirtstische nebenan. Es war der Götti Grubenmann. „Sieh, ich bin in jungen Jahren mit manchem Bauplan unterlegen und habe mehr geflücht als gebetet, wenn ich bei Kirchen vorbeikam, die ich schöner gebaut hätte als die Wideracher, die den Auftrag bekamen. Später habe ich daran vorbeigejodelt. Was man nicht hinauswerft oder singt, kriecht sich in uns fest wie ein Geschwür. Und dem Säpler würd' ich's auch nicht zu Gefallen tun und einfach schweigen wie ein Stock, wie ein Strunk, dem man alle Lebensäfte gestugt hat!“ Johannes sah, wie ihm Eisetze, welche am über nächsten Tische alles mitangehört hatte, heimlich zunichte, und das löste einen ersten Jauchzer.

Bis zur Preisverteilung jodelte Johannes einige Male so frei und froh, daß er sogar Volk von den Schwingplätzen wegzog, und als dort der Schwingerkönig feststand, strömten die Leute in hellen Scharen um den Jodler, der auch die Bieder anstimmte, von welchen er wußte, daß sie Eisetze liebte, und sie sang denn auch herzlich mit. „Man möchte meinen, es sei hier ein Sängersfest und kein Schützen- und Schwingersfest“, spottete Säpler, welcher den alten Zeller zur Eile mahnte, damit der Ernst der mehrbarten Künste nicht unter dem Gejodel leide. Das ließ sich das Haupt der Veranstaltung nicht zweimal sagen. Mit weithin schallender Stimme verlas Zeller die Rangliste, und seine Tochter mußte mit drei andern Dorfschönen die Kränze vergeben, wobei eine je meilen die dabei üblichen Küsse empfangen durfte oder erdulden mußte. Geschmückt wie ein Pfingstochse schritt der stämmige Säpler zweimal von der Festbühne herunter, und zweimal mochte das Hoch durch die Menge. Zeller aber hieß den König des Tages an seiner Seite Platz nehmen, wo er denn auch wichtig thronte.

Ein Zufall wollte es, daß am Schlusse noch ein Kranz übrig blieb. Der alte Zeller gedachte nun mit einer Wendung, die ihm niemand zugetraut hätte, sich beim Baumeister Grubenmann wieder endgültig in Gunst zu bringen, denn von seiner Färsprache konnte späterhin mancherlei abhängen; so begann er:

„Liebe Dorf- und Landsleute, wir haben nun unsere besten Schützen und Schwinger ausgezeichnet. Sie tragen alle ihre Kränze, und einer gar ihrer zwei. Da ist aber noch ein ehrwürdig Haupt unter uns, dem wirklich Ehre wie keinem zweiten gebührt, und so spreche ich wohl in aller Namen, wenn ich unsern allverehrten Baumeister Johann Ulrich Grubenmann bitte, hierher zu kommen und diesen Kranz in Empfang zu nehmen.“

Jedermann hatte nun erwartet, daß Grubenmann von hinten her abwinkle. Aber siehe, er schritt fest auf die Bühne zu und hielt auch bald den Kranz in Händen, den ihm Eisetze reichte. Hatte diese bisher zum Krönen und Küssen stets eine andere Jungfer vorgeschoben und sich auf das Hinaufreichen der Kränze aus dem Korbe hinter der Bühne beschränkt, so küßte sie nun den alten Baumeister auf die Stirne, und dieser erwiderte die Gabe der Schönheit, indem er Eisetze zugleich ins Ohr flüsterte, sie möge ihm den Kranz nur in die Hand und nicht aufs Haupt drücken. Nun stand er da und, nachdem sich der losbrechende Beifall gelegt hatte, setzte auch er zu einer Rede an:

„Herr Festmeister, bekränzte und unbekränzte Dorfleute! Ihr habt mir einen Kranz zugebilligt. Das ist schön von Euch, und ich danke allen, die ihn mir von Herzen gönnen. Meine Auszeichnungen aber sind Kirchenland auf und ab. Sie rühmen mich, wenn sie im Laufe der Jahrhunderte dem Sturm der Wetter und der Woden standhalten, und sie richten mich, wenn sie zusammenstürzen und dem Streit der Stile nicht trotzen. Da dürfen wir aber nicht voreilig sein. Bleiben wir daher heute im Felde der Künste des Tages! Ein Schuß verhallt, ein Schwinger von heute schwingt vielleicht schon morgen nicht mehr obenaus. Und was sich zweitet, das soll sich dritten. Wie wär's, wenn wir heute nach dem ersten Schützen und dem stärksten Schwinger auch den besten Jodler auszeichneten? Ein Jodler verhallt und meine Rokoschschwinge bleiben, solange sie Euch in unserer lichtfrohen Kirche nicht verleiden. Laßt uns nach den Meistern des Auges und der starken Hand also auch den Meisterjodler ehren!“

Der alte Zeller schüttelte den Kopf. Aber Grubenmann fuhr beherzt fort: „Unser Festmeister sieht wohl technische Schwierigkeiten. Aber ich sehe als alter Baumeister und Appenzeller schon einen Weg. Wählen wir doch den Jodler so, wie wir an der Landsgemeinde den Weibel wählen, dessen Stimme wir auch insgesamt prüfen.“

Ein Sturm der Zustimmung brauste durch die festliche Versammlung. Nun machte Zeller aber eine sehr entschiedene Handbewegung. Grubenmann erbat sich eine Weile Ruhe und fuhr dann fort: „Unser verehrter Festmeister möchte offenbar die Verantwortung, den letzten Kranz so zu vergeben, nicht tragen, und wir wollen ihm die Mühe für das schöne Fest nicht mit Undank vergelten. Aber er ist gewiß einverstanden, wenn ich den Kranz dem schönsten Mädchen des Tages zurückgebe und seine Eisetze bitte, ihn dem Burschen zu geben, dem es gerne mehr als einen Kranz gäbe.“ Der alte Zeller war seiner Sache wiederum sicher und flüsterte frohlockend zu Säpler und seiner Tochter: „Aller guten Dinge sind drei.“

Eisetze aber nahm den Kranz anmutig wieder entgegen und sagte: „Die Männer meinen es auf ihre Art gut. Aber die Frauen und Töchter erwarten gewiß nicht, daß ich jetzt mit dem Vorbeer zu einem Burschen gehe, ihm den Kranz aufsetze und ihm dann um den Hals falle. Ich möchte freilich einen gesunden und trefflichen Mann, aber es muß auch ein findiger Mann sein. Darum verstecke ich nun diesen Kranz im Wald unter unserm Sonnensteig. Und wer ihn suchen möchte und findet, der soll den ersten Tanz nach Mitternacht haben.“

Es waren mehr als ein Duzend Burschen, welche sich zwischen Vesper und Dämmerung auf die Suche machten. Selbst der Platz des doppelt gekrönten Königs blieb für zwei Stunden leer. Er habe nur etwas verschmausen, sieben Appenzeller Würstlein anderswo essen wollen, sagte er bei der Rückkehr in die Festgemeinde, welche bereits zu tanzen begann. Johannes hatte sich auch aufgemacht, war aber schon nach einem Stündchen wieder zurückgekehrt. Man hörte ihn wieder jodeln, und zwar so herzfroh, daß auch sein Götti mitzusingen begann. Gegen zehn Uhr aber fragte ihn dieser: „Willst du denn gar nicht tanzen?“ – „Heute nicht mehr“, flüsterte ihm Johannes zu. Der Baumeister wußte genug. Um Mitternacht aber stand der Jodler auf, öffnete sein Wams, zog den bereit

als unauffindbar gehaltenen Vorbeer heraus, der aus dem letzten Kranz unversehens der erste geworden war, und bat Eisetze um den Mitternachtstanz. Dieser war das Glanzstück der Nacht. Er führte durch den Saal, teilte die Paare, vereinigte sie wieder, schlang schöne Figuren und endete in einem Walzer. „Du lieber, findiger Mann“, frohlockte Eisetze beim ersten Wirbel, und Johannes sagte leise: „Die Heidelbeeren und das Briefnest vom letzten Herbst lassen dich grüßen.“ Vater Zeller aber mußte in jener Nacht und noch lange hören, ein schmeckerisches Paar habe noch nie den Mitternachtstanz angestrichelt, und je widerwilliger er es anhörte, um so häufiger sagte man es ihm. So war Johannes doch noch ein erstarriger Mann geworden, wenn auch nicht in den Augen des Vaters, so doch im Urteil des Dorfes.

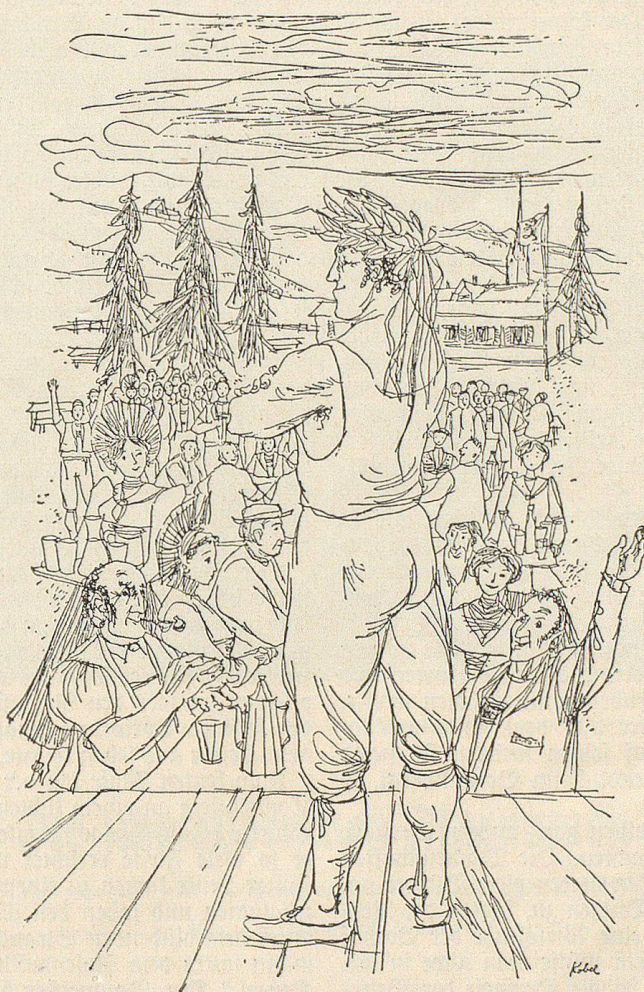
Es war aber noch nicht aller Tage Abend. Dieses Sprichwort hatte die Wendung „Ein Mann ein Wort“ im Munde Zellers seit dem Feste fast verdrängt, und „Wahltag ist Zahltag“ hörte man ihn auch etwa sagen. „Weißt du, daß der Fäßler unbedingt Gemeinderat werden soll?“ fragte er seine Tochter, als diese den Rosenstock vom Gefimse ins Freie verpflanzte. „Nein, das weiß ich nicht, aber sonst sagst du ja allemal, bei Aprilwetter und Wahlen lasse sich erst am Abend etwas Bestimmtes sagen.“ – „Ja, aber denk dir, wenn sich einer vom Schlage Fäßlers zur Verfügung stellt.“ – „Nun, da siehst man ihn eben an wie die andern auch, rundherum, und das ist bei ihm weitläufig, und innen, so gut man es vermag. Und wenn er das Maß zu einem Gemeinderat hat, so ist er genehm, es sei denn ein anderer noch besser.“ – „Wer könnte denn noch besser sein?“ – „Du Vater! Freilich, dein Fäß hat ja geklappt, daß man nur ein Lob hörte.“ – „Geklappt und nicht geklappt, wie man's nimmt. Der Grubenmann hat's mir versalzen.“ – „Und mir versüßt“, sagte Eisetze. „Lieber habe ich seine Stirne geküßt als dem Fäßler, der sein Haupt hinhielt wie ein Muni, wenn er gekrault sein möchte.“ – „Schon deine Mutter hatte den Zug zum Grubenmann.“ – „Warum kam sie denn schließ-

lich hieher?“ – „Weil der Grubenmann mehr den Hang zu schönen Kirchen als zu den hübschen Mädchen hatte, und weil ich sagte: die oder keine! – ein Mann, ein Wort.“ – „Da hast du's eben zuweggebracht.“ – „Oh, deine Mutter hatte sich meiner nicht zu schämen. Und glaubst du, sie hätte sich gefreut, wenn sie noch Frau Gemeinderat geworden wäre?“ – „Sie hätte es dir gönnen mögen.“ – „Und ich möchte es dir auch gönnen, wenn du im Hause eines Gemeinderates daheim wärest. Sagst du Ja dazu, so soll's dir übers Jahr an einer Aussteuer nicht fehlen.“

Ein Mann – ein Wort!“ sagte der eintretende Grubenmann, der von Eisetze auf heute zu einem Besuch erbeten worden war; er möge selber sehen, ob sie den Rosenstock richtig verpflanzte habe. „Barthli“, bemerkte er zum Hausherrn, „du bist ein sehr grundsätzlicher Mann geworden.“ – „Geblichen!“ sagte dieser bündig. – Grubenmann nickte. Er nickte auch zum neuen Standort des Rosenstrauches. „Er ist nun tüchtig gewachsen und mag nunmehr das Freie erlauben, Eisetze.“

Bartholomäus Zeller aber war nicht entgangen, daß ihn der berühmte Gast soeben wieder mit dem verrauten Du angesprochen hatte. Ermuntert legte er seinem alten Schulkameraden von hinten die Hand auf die Achsel. „Grubenmann, du wohnst näher am Kirchplatz als unsereins. Was

sagt man von den Wahlen?“ – „Es sind da eigentlich zwei Lager. Die einen schwören seit dem Feste auf den Fäßler und die andern setzen auf dich. Wir können aber nicht beide wählen, denn es ist ein offenes Geheimnis, daß du den Fäßler zum Schwiegersohn wünschst, und da müßte einer alsbald wieder ausscheiden. Ich bin der Meinung, der Jüngere sollte zurücktreten.“ – „Und was meint der Fäßler dazu?“ – „Das Gegenteil.“ – „Warum?“ – „Er sagt, der alte Schnotterli taugt doch höchstens noch für eine Amtsdauer.“ – „Das muß er mir widerrufen – oder ins Gesicht sagen.“ Bartholomäus preßte es grimmig heraus, und die enttäuschte Liebe sprach bald weiter.



«Geschmückt wie ein Pfingstochse schritt der stämmige Fäßler zweimal von der Festbühne herunter, und zweimal wogte das Hoch durch die Menge»

Von der Unterredung, die tags darauf auf dem Hofe Fäslers stattfand, erfuhr die Öffentlichkeit nichts als das Ergebnis. „Der Fäslar hat nun einen scharfen Gegenkandidaten“, sagte der alte Zeller, als er abends im „Hecht“ einkehrte und zahlte, was das Zeug hielt. Bald sagten die Zechgenossen reihenweise, man habe nie verstanden, weshalb er an diesem vierschrötigen Kraftheimer den Narren gefressen hatte. Der Gemeinderat sei schließlich kein Schützenverein und kein Schwingerverband, sondern man brauche Leute, die organisieren könnten. Der Fäslar habe es in der Schule nie zu einer anständigen Osterschrift gebracht, die man am Examen habe auflegen können, und mehr als den Kalender lese er jahraus, jahrein nicht, der alte Lehrer wisse warum. Er aber, er, der alterfahrene Zeller habe das Fest meisterhaft organisiert, daß man sich eigentlich wundere, warum ein solcher Mann nicht längst auf dem Landsgemeindestuhl oben stehe oder wenigstens im Gemeinderat sitze.

Im „Bären“ aber tafelte der Fäslar mit seinen Schwingern und Schützen, und sie redeten ihm zu, es wäre wohl das erste Mal, daß er einen Kampfsplatz zu fürchten hätte. Was jung sei in der Gemeinde und Mark in den Knochen habe, wisse, wenn die Stimme gebühre. Das alles klang so überzeugend, daß die Kellnerin dem Schwingerkönig bereitwillig allen Ernstes „Gute Nacht, Herr Gemeinderat!“ sagte.

Johannes und Lisette sahen sich nie häufiger als in der Zeit, da der Vater seine Wahl mit allen Mitteln betrieb. Er kam drei Wochen vor dem Wahltag erst um Mitternacht nach Hause. So priesen die beiden Lieben den seinen politischen Ehrgeiz, der ihnen die schönsten Stunden des Beisammenseins verschaffte. Sie waren sich darüber einig, daß man den Wahltag abwarten und dann den Rat von Götti Grubenmann einholen wollte. Hatte dieser den Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen, so konnte man auch auf seinen weiteren Beistand zählen. Und daß der Vater endlich im Gemeinderat, so war er vielleicht zugänglicher.

Der Wahltag aber nahm einen ganz andern Verlauf, als die Stammtischbrunden dachten. Die Nachenschaften im „Hecht“ und im „Bären“ widerten viele Bürger an. Das gehe nicht mit rechten Dingen zu, sagten die Neblischen, es sei nicht gut, wenn eine Wirtsstube der Vorhof der Ratstube sei. Diesen Geist müsse man nicht in den Rat eindringen lassen, sonst sei die Dorfpest der Bestechung da, und ein Übel ziehe das andere nach. Wer in Frankreich Soldat gewesen sei, könnte etwas davon erzählen, von der Pompabour und ähnlichem Gelichter. Es sei auch nicht gesagt, daß man erst mit zehn oder zwölf Kühn ratsfähig sei. Das Zusammenrücken sei keine Heerei. Da sei aber der junge Johannes Tanner auf der Eidenegg, der habe mehr erwärbete Kühlein im Stall als geerbte. An solche Leute sollte man auch denken. Diese Stimmen mehrten sich, ohne daß Johannes in jenen seligen drei Wochen etwas davon ahnte. Jedenfalls rührte er nicht den kleinen Finger, um eine solche Bewegung zu beschleunigen. Lisette schien, sei es vom Grubenmann oder Nachbarin her, mehr zu wissen. Sie sagte aber ihrem

Siebsten kein Wort, so daß dieser ahnungslos in die Gemeindeversammlung kam, die in der Dorfkirche stattfand.

Dort gingen die Wogen hoch. Jeder der beiden Anwärter saß in einem Nest Getreuer und musterte die Scharen der erklärten Freunde und Gegner. Die beiden Heerhaufen im rechten und im linken Kirchenschiff mochten sich – ein Halbdutzend auf oder ab – etwa gleichkommen, so daß die Entscheidung in der sehr dicht besetzten Mitte fallen mußte, woher denn auch jeder der beiden Bewerber seinen Zuzug erhoffte. Nun zeigte es sich aber, daß nicht nur zwei, sondern gleich drei Lager bezogen worden waren, denn die Mitte stimmte wie ein Mann für Johannes Tanner, der so mehr Stimmen auf sich vereinigte als die beiden andern zusammen. Erst kam der Gemeindehauptmann, um ihm Glück zu wünschen, dann der Götti, der schelmisch sagte, er habe gar nicht gewußt, daß sich seine Kirche so gut als Wahlraum eigne. Und der dritte, der die Hände schüttelte, war – der graue Zeller, dem offenbar Johannes in dem Maße lieber geworden war, als er den Fäslar bodigen wollte. Er konnte es aber doch nicht unterlassen, zu sagen: „Ich habe immer gewußt, daß die Bissette noch einmal im Hause eines Gemeinderates wohnen wird!“ – „Ein Mann – ein Wort!“ sagte der junge Tanner, als er den Händedruck erwiderte.

Eine Viertelstunde später läuteten die Glocken die Wahlversammlung aus. Ein Jauchzer meldete Lisette den guten Verlauf, und eine halbe Stunde später sah sie ihren Vater und ihren Bräutigam zum Hof heraufsteigen.

Der Baumeister Grubenmann aber sah seine Dorfkirche im nächsten Herbst im schönsten Hochzeitschmuck. Als nach wiederum einem Jahr ein Büblein zu taufen war, übernahm der Greis gerne die Patenschaft eines zweiten Johannes Tanner, und die kleine Taufgesellschaft pflanzte damals den Rosenstrauch aus dem Garten auf den felsigen Vorsprung hinaus, wo ihn der Pate von seinem Heime aus sehen konnte.

Zum letzten Male sah der Meister den Busch auf dem Sonnensteig an einem lichten Junitag über und über mit Blüten besetzt. Lange schaute er in das Land hinaus, wo er so viele Firste errichtet und Giebel geschweift hatte. Junge Leute kamen zu einem Sonntag auf der Höhe zusammen und sahen den Mann wie einen guten Geist unter dem blühenden Strauch. „Da steht ja der Grubenmann unter dem Rosenbusch wie ein Pfarrer auf seiner Kanzel.“ Der Baumeister hörte es und sagte: „Ja, ich habe viele Kanzeln geplant und manche erbaut. Aber keine ist mir schöner geraten als diese, welche der Herrgott selber schuf und liebe Menschen schmückten. Singt von hier herab alle geistlichen und auch weltlichen Lieder, welche von Liebe und Rosen blühen.“ Lisette und Johannes waren von hinten herangetreten: „Wir haben zuerst in deiner Hüslibrugg zusammengesungen“, sagte Johannes, „und nun ist unsere Liebe aus dem Tobelgrund emporgestiegen auf diese lichte Höhe. Und wiederum sind unsere Säger von damals beisammen. Singen wir eins!“ – „Und so wollen wir zur Rosenkanzel Sorge tragen, Götti Grubenmann“, sagte Lisette mit einem frohen Blick auf ihren großen und ihren kleinen Johannes.